Historischer Kalender Lebach 2022
Bergbau im Raum Lebach

Foto: Armin Schmidt, Falscheid

Der Nordschacht in Falscheid

Herausgegeben vom Historischen Verein Lebach

Autoren:

Klaus Feld, Dieter Heim, Josef Lattwein,
Thomas Rückher, Dr. Paul-Albert Ruhr
Lothar Schmidt, Richard Wagner

Layout + Fotobearbeitung: Richard Wagner

Vorwort

Die vorliegende 28. Ausgabe des Historischen Kalenders Lebach hat für das Jahr 2022 den Bergbau und die Bergleute in und um Lebach zum Thema. In 2022 jährt sich das Grubenunglück von Luisenthal zum sechzigsten Mal und das Ende des Kohlebergbaus im Saarland zum zehnten Mal.
Die ersten Berufsbezeichnungen „Bergmann“ tauchen zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den Lebacher Einwohnerbüchern auf. Die Bergleute von damals gruben vornehmlich in Stollen bei Hirtel, Dilsburg und Güchenbach nach Kohle. Mit dem Anschluss der Saarregion an das Eisenbahnnetz zum Rhein und nach Frankreich um 1850 übernahm der Bergbau eine führende Rolle bei der Industrialisierung des Landes. Die Zahl in der den Gruben Beschäftigten stieg rasant und erreichte in den besten Zeiten etwa 60.000 Personen. Die sozialen und politischen Folgen im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben waren enorm. Die bisher dominierende Landwirtschaft verlor an Bedeutung. Auch das Gesicht der Dörfer wandelte sich durch die vielen Arbeiterhäuser. Die selbstbewussten Bergleute entwickelten eigene Traditionen und brachten diese bei ihren Festen und Veranstaltungen zum Ausdruck. Es gab aber auch negative Auswirkungen durch Grubenschäden und Erdbeben. Viele dieser Aspekte haben die Autoren des Kalenders aufgegriffen und dokumentiert. Ihnen sei in besonderer Weise für ihre Arbeit und Mühe gedankt. Ein weiterer Dank geht an alle Kalenderfreunde, die wieder bereitwillig Bilder und Dokumente zur Verfügung gestellt haben. Nicht zuletzt gilt unser Dank denjenigen, die für das Korrektur lesen und die technische Umsetzung der Bilder und Beiträge sowie für die Gestaltung des Kalenders zuständig waren, Frau Hildegard Bayer und Herr Richard Wagner.
Der Vorstand des Historischen Vereins Lebach e. V. wünscht allen Leserinnen und Lesern des Historischen Kalenders ein gutes und vor allem gesundes Jahr 2022.

Klaus Feld
Vorsitzender

Foto: Josef Lattwein

Das ehemalige Gelände des Steinkohlebergwerks Aschbach

heute Wohngebiet Hirtenberg

Aschbach und sein „Steinkohlenbergwerk“

Am 12. Januar 1855 stellte die Witwe Becker aus Heusweiler einen Konzessionsantrag für ein im Ortsteil Henselhofen der Gemeinde Aschbach gelegenes Bergwerksfeld. Das Oberbergamt lehnte anfangs eine Konzession ab, da eine Kollision mit den im gleichen Raum befindlichen Feldern der Königlich-Preußischen Gruben zu befürchten war. Das Oberbergamt wies den Antrag am 24. August 1855 ab.

Danach versuchte die Antragstellerin den Nachweis zu erbringen, dass das Fundflöz – es handelte sich um ein 25 – 30 cm mächtiges Flöz der Lebacher Schichten – nicht identisch sei mit dem Flöz der königlichen Gruben Merchweiler und Quierschied, auf dem bereits Abbau betrieben wurde, womit sie einen Haupteinwand des Oberbergamtes für die Ablehnung der Konzession zu entkräften suchte. Außerdem entbot sich die Antragstellerin auf den Abbau in größerer Tiefe als rund 100 m unter der Sohle der Theelbach-Brücke in Aschbach zu verzichten und sich oberhalb dieses Horizontes nur auf den Abbau des Fundflözes in der Größe von ca. 288.000 m^2 zu beschränken.

Das Oberbergamt erteilte danach am 14. August 1858 die Konzession mit der Verpflichtung zur Einhaltung der selbst auferlegten Einschränkungen.

Die Abstechung des Grubenfeldes mit Grenzsteines wurde am 19. Mai 1859 durchgeführt. Die Grundbucheintragung erfolgte beim Amtsgericht Lebach. Am 28. Juni 1859 wurde ein Antrag auf Erteilung des Mitbaurechtes von Eisenstein eingebracht.

Am 19. Dez. 1865 stellte der Konzessionsinhaber ein Gesuch zur Konzessionserweiterung bis in die ‚ewige‘ Tiefe. Dieses Ersuchen wurde vom Oberbergamt zurückgewiesen mit der Begründung, dass der Bergfiskus im Felde Aschbach allein berechtigt sei und die liegenden Flöze selbst bauen will.

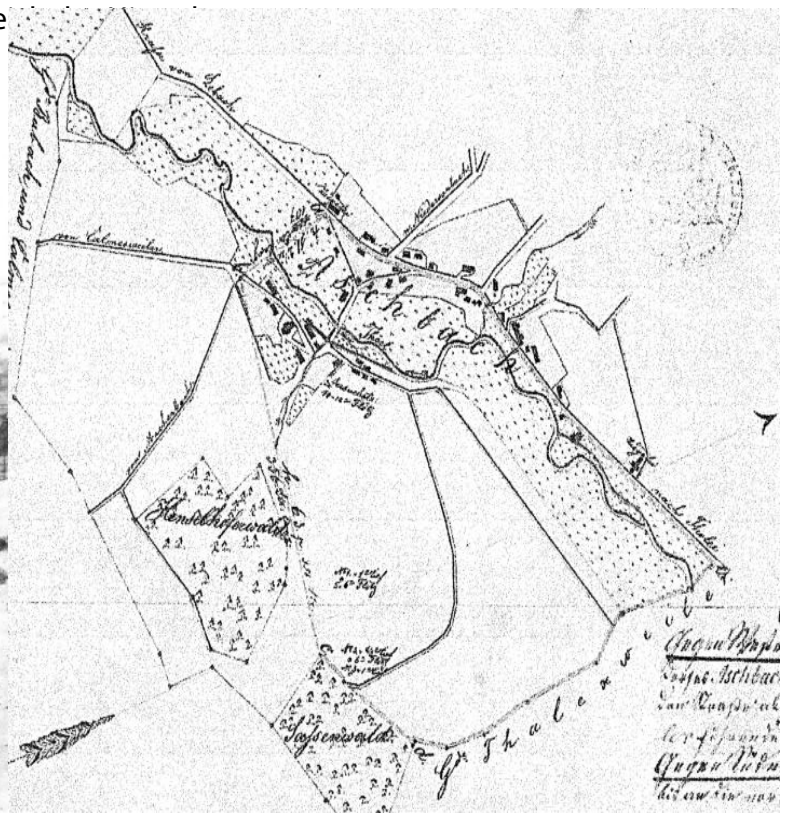
Am 5. November 1900 wurde wiederum vom Verteidiger der Besitzer – im Jahre 1893 waren im Grundbuch bereits 11 Erben Becker eingetragen – der Antrag auf Erweiterung gestellt und damit der Antrag aus dem Jahr 1865 erneuert. Der Rechtsstreit schleppte sich lange hin. Zu einer endgültigen Lösung ist es nie gekommen. Da die Genehmigung nicht erteilt wurde, war das Bergwerk praktisch wertlos.

Wirtschaftliche Schwierigkeiten zwangen den Repräsentanten der Gewerkschaft, das Bergwerksfeld am 14. Juli 1905 dem Fiskus zum Kauf anzubieten. Obwohl das Oberbergamt das Feld als wertlos ansah, wurde dem Minister der Vorschlag unterbreitet, das Feld zur Abrundung des fiskalischen Besitzes zu erwerben. Das Feld ging nach Erstattung der ehemaligen Schürfkosten in Höhe von 174 Thalern und 19 Groschen (524 Mark) in staatliches Eigentum über. Aktenvermerke sind darüber leider nicht vorhanden.

Der ehemals parallel zur Waldstraße liegende Stollen wurde bei den Baumaßnahmen zur Siedlung Hirtenberg eingeebnet. Alte Aschbacher Einwohner erinnern sich noch an Kohlengräberei im Bere

Josef Lattwein

Der Graben (Pfeil) Richtung Sassenwald ist letztes Zeugnis des Bergwerks von Aschbach



Ausschnitt aus dem Verleihungsriss vom Juli 1858

mit der Grenze des Abbaufeldes. Der Verleihungsriss ist die Berechtigung Bergbau zu betreiben.
Erstellt 1858 von J. Becker. Er ist im Maßstab 1:10.000 gehalten. Es trägt kein Koodinatnatennetz, ist jedoch im Norden durch Einzeichnung des Nordpfeils orientiert. Er zeigt noch
Er zeigt noch den Ansatz einer Erkundungsstrecke oder eines Stollenlochs.

Quelle
Heimatheft Nr. 1 von 2010 des Historischen Vereins Aschbach

Foto: Berg- und Hüttenarbeiterverein, Landsweiler 2008

Ehrengräber der in Luisenthal verunglückten Bergleute von Landsweiler, 1962

Die Katastrophe von Luisenthal am 7. Februar 1962

ein rabenschwarzer Tag im kollektiven Gedächtnis des Saarlandes

Der Bergbau, der über viele Jahrhunderte neben den Glas- und Eisenhütten die DNA der Saarregion bildete, hatte bereits drei große Katastrophen zu verkraften: Am 17. März 1885 starben 180 Bergleute in der Grube Camphausen, am 28. Januar 1907 in Reden 150 und am 25. Oktober 1930 in Maybach 100.

Es handelte sich in der Regel um Schlagwetterexplosionen, bei denen sich unter Tage Grubengas (Methan bzw. CH4) in gefährlichen Konzentrationen anreicherte und entzündete; in der Folge kam es durch die vorlaufende Druckwelle zur Aufwirbelung des Kohlenstaubes und dann zu Kohlenstaubexplosionen. So war es auch im Alsbachfeld unter Burbach, das zur Grube Luisenthal gehörte. In diesem Abbaufeld arbeiteten am 7. Februar 1962 664 Bergleute gegen 07:50 Uhr, als es zur Initialzündung kam; 443 Kumpel waren dabei der Tod bringenden Druck- und Hitzewelle ausgesetzt. Die Grube Luisenthal war wegen der starken Anreicherung der Luft in den ertragreichen Fettkohleschichten mit explosivem Grubengas schon länger gefährdet; 1904, 1914, 1922 und 1930 gab es bereits Schlagwetterexplosionen, die vielen Bergleuten den Tod brachten. Die genaue Unglücksursache im Jahr 1962 konnte in einem später sich anschließenden Gerichtsverfahren nicht geklärt werden; die Betriebsführer sprach man hinsichtlich der Schuldfrage frei. Luisenthal galt damals als einer der sichersten Bergwerke im Saarrevier.

Die Wucht der Explosion an diesem schicksalsträchtigen Februar-Tag war gewaltig; der Deckel des Alsbachschachtes wurde so weit hoch geschleudert, dass er sich im Förderturm verkeilte. Aus dem Schlund des Schachtes wirbelte zunächst eine bedrohliche schwarze Rauchsäule. Dieses Unglück war das schwerste in der Geschichte der Saargruben; es forderte 299 Menschenleben, die an diesem Tag und den darauf folgenden Tagen ausgelöscht wurden.

Die Grubenwehr war sofort alarmiert und leitete ihre Rettungsmaßnahmen ein; Hunderte Rettungskräfte aus 12 Bergwerken waren im Einsatz. Luisenthal war nun durchdrungen vom Geheul der Sirenen der an- und abfahrenden Krankenwagen und den aufpeitschenden Rotorengeräuschen der an- und abfliegenden Hubschrauber der Bundeswehr. Am Zechentor versammelten sich unzählige Angehörige der 968 Bergleute, die insgesamt an diesem trüben, verregneten Morgen eingefahren waren. Schon kurz vor 8 Uhr hatte sich die gleißende Feuerwalze in den weit verzweigten unterirdischen Gängen, die vielfältig miteinander auf unterschiedlichen Abbauebenen verbunden waren, tot gelaufen und war die ohrenbetäubende Detonationswelle abgeebbt. Zwei Drittel der Unglückopfer kamen in diesen ersten Sekunden und Minuten des apokalyptischen Infernos um. Die, welche bis 12 Uhr nicht gerettet werden konnten, hatten vor allem wegen Erstickungsgefahr nur noch eine ganz geringe Überlebenschance. Um 15:40 Uhr wurde der letzte überlebende Bergmann, der aus Brotdorf stammte, geborgen.

Vor dem Zechentor spielten sich an diesem Vormittag Dramen ab, als herbeieilende Angehörige der verunglückten Bergleute Gewissheit über das Schicksal ihrer Männer oder Söhne suchten - und bekamen.

Der Landsweilerer Manfred Kneip, Jahrgang 1940, war 1960 in die saarländische Polizei eingestellt worden. 1962 war er als junger Wachtmeister bei der Bereitschaftspolizei, die an diesem Unglückstag gegen 8 Uhr alarmiert wurde. Er hatte mit seinen Kollegen die Rettungskräfte zu unterstützen, welche die tot geborgenen Bergleute auf dem Grubengelände in eine sich im Rohbau befindende Waschkaue zu verbringen hatten. Er legte auf dem Fußboden Decken aus, auf welche die Leichen gelegt und mit welchen sie dann zugedeckt wurden. Den ersten Toten, die in Schleifkörben gebracht wurden, konnte man keine Verletzungen ansehen; Manfred Kneip vermutet, dass die Männer sofort durch die hohe CO-Konzentration erstickt waren. Er kann nicht vergessen, dass unter den ersten, die vor ihn gelegt wurden, ein Vater mit seinen beiden Söhnen gewesen sei. Im Laufe des Vormittags brachte man die in der Tiefe in der Nähe des Ausgangspunktes der Explosion Verunglückten herbei, welche meistens bis zur Unkenntlichkeit verbrannt waren. Manchmal, wie er heute noch mit zitternder Stimme berichtet, wurden nur noch verkohlte Leichenteile herausgeschafft: ein Schuh mit einem Fuß, eine Armbanduhr mit Fingern, eine Brotdose mit einer Hand oder ein abgetrennter Kopf sollten Hinweise auf die armen Bergleute geben, die tief unter der Erde ihr Leben gelassen hatten. Der Geruch des verkohlten Fleisches, der die offene Halle durchströmte, sei unerträglich gewesen.

Manfred Kneip ist immer noch aufgewühlt, als er erzählt, dass er einen Reporter festnahm, der aus Sensationslust die grauenvollen Bilder aufnehmen wollte; als er ihn, nachdem er ihm die Kamera abgenommen und den Film unbrauchbar gemacht hatte, zur Einsatzleitung abführte, wurde der pietätlose Mann von den Helfern fast gelyncht. Für die Polizeibeamten wurde es im Lauf des Tages immer schwerer, die Angehörigen davon abzuhalten, die Halle zu stürmen; sie wollten Gewissheit bekommen über das Schicksal ihrer Liebsten. Kripobeamten gelang es seiner Erinnerung nach bis zum Abend, etwa 250 Leichen bzw. Leichenteile zu identifizieren und mit Namensschildern zu versehen. Es kamen in der Folge weitere hinzu, die alsbald an den Unglücksfolgen verstorben waren, sodass sich die Zahl auf 299 erhöhte.

Bei der sich anschließenden Trauerfeier im Park der Grube Luisenthal unter Teilnahme des Bundespräsidenten Heinrich Lübke am 10. Februar habe man eine unübersehbare Zahl an Särgen aufgereiht. Nach der herzzerreißenden Verabschiedung habe man die Särge auf Renault-Planwagen der Polizei verladen, die sich auf der Saaruferstraße hintereinander aufgestellt hatten. Der Tross setzte sich sodann in Bewegung und fuhr in einer nicht enden wollenden Kolonne die Unglücksopfer zu den Beerdigungsfeiern in ihre Heimatgemeinden. Er selbst half in Felsberg, Oberfelsberg und Ittersdorf, die Särge an die Trauergemeinden zu übergeben.

Auch wir in der Stadt Lebach möchten unserer Opfer gedenken. Schließlich ist die Geschichte unseres kleinen Landes ganz eng und ganz tief mit Kohle und Stahl verwoben. Unsere Bergleute ernährten mit ihrer schweren Arbeit nicht nur ihre Familien, sondern verhalfen dem kleinen Saarrevier auch zu wachsendem Wohlstand.

Die beiden Orte in der Stadt Lebach, welche Opfer zu beklagen hatten: Landsweiler 8 und Falscheid 4, hatten auf ihren Friedhöfen Ehrengräber errichtet.

Landsweiler beklagt den Tod von (in der Reihenfolge von links nach rechts, in der sie beerdigt lagen; die Ehrengräber sind mittlerweile beseitigt und durch eine Gedenktafel bei der Leichenhalle ersetzt worden) Nikolaus Knodt (46 J.), Josef Fediuk (41 J.), Kunibert Weber (29 J.), Othmar Bard (22 J.), Norbert Schmitt (27 J.), Theodor Schmitt (48 J.) und Reinhold Hoffmann (27 J.); Josef Krächan (47 J.) wurde in Heusweiler beerdigt.

In Falscheid ruhen in einem Ehrengrab (von links nach rechts): Franz Josef Altmeyer (22 J.), Rolf Klein (24 J.), Werner Gier (34 J.) und Reinhold Schmidt (50 J.). Wir wollen ihrer gedenken. Glück auf!

Lothar Schmidt

Quellen:
Paul Burgard/ Ludwig Linsmayer/ Peter Wettmann-Jungblut * Luisenthal im Februar * Chronik einer Bergbaukatastrophe * Historische Beiträge des Landesarchivs Saarbrücken – Band 10 * SDV * Saarbrücken 2012
Landsweiler Geschichtsbilder * Hrsg. Pfarrgemeinde St. Donatus Landsweiler * Landsweiler 1991
http://gouverneurralf.de/7februar1962/

Foto: Sammlung Berg- und Hüttenarbeiterverein Landsweiler

Sommerfest des Berg- und Hüttenarbeitervereins Landsweiler am 29./30.08.1992

v. l.: Aloisius Rosport (1951-1999), Rainer Kirsch, Frank Haupenthal, Gilbert Reinhardt (1934-2004), Leander Schaan (1934-2013), Josef Schug (1931-1997), Nikolaus Schaan (1934-2001), Heinrich Weber (1920-2006), Peter Altmeier (1911-2001), Günter Altmeyer, Josef Dörr (1929-1996), Hermann Groß (1935-2004), Alwin Schaan (1936-2021), Anton Kiefer (1936-2010), Josef Neu (1931-2017), Albert Feld (1929-2015), Günter Manns (1947-2021), Karl Mege (1913-2001), Werner Gihr, Eiweiler, Jakob Jenal (1909-1993), Alfred Holz (+ 2007), Eiweiler

Der Berg- und Hüttenarbeiterverein Landsweiler

Eine soziale Absicherung bei Unglücks- und Sterbefällen, bei längerer Krankheit oder sonstigen Schicksalsschlägen gab es bis ins späte 19. Jahrhundert noch nicht. Es gehörte daher zur Tradition der Bergbauberufe, in solchen Fällen für vom Unglück betroffene Kameraden Geld zu sammeln und Unterstützung zu leisten. Erst im Jahr 1888 wurde diese Hilfsleistung durch die Gründung des ersten Sterbevereins in Landsweiler in eine rechtsverbindliche Form gebracht. Dessen Statut sah vor, seinen Mitgliedern eine Beihilfe für Sterbefälle zu gewähren und ihnen eine anständige Beerdigung zu sichern. Im Umlageverfahren wurde von den Mitgliedern das für die Unterstützungsleistungen notwendige Geld eingesammelt. Bei den Zahlungen im Todesfall ging es im Wesentlichen um Zuschüsse zu den Beerdigungskosten. Diese betrugen vor dem Ersten Weltkrieg bereits 90 Mark und wurden auch für Gefallene im Krieg bezahlt. An den Zahlungen ist die Währungsgeschichte des Saarlandes mit dem Wechsel von Mark zu Franken bis hin zum Euro abzulesen. Das Einsammeln der Gelder und die Höhe der Beiträge und Auszahlungen führten in fast allen Mitgliederversammlungen zur Diskussion. Schwer getroffen wurde der Berg- und Hüttenarbeiterverein durch das Grubenunglück vom 7. Februar 1962 in Luisenthal. Dabei kamen acht Bergleute aus Landsweiler im Alter von 22 bis 48 Jahren ums Leben. Sieben von ihnen wurden in einer großen Trauerfeier am 11. Februar 1962 auf dem Landsweiler Friedhof beigesetzt. Für den Verein bedeutete die Auszahlung der Sterbegelder eine erhebliche Belastung, weil er erstmals einen Kredit aufnehmen musste. Durch einen Spendenaufruf und eine Sonderumlage konnte das Defizit ausgeglichen werden.

Die Bergleute aus Landsweiler waren stark religiös geprägt. So war die Unterhaltung und Gestaltung des Bergmannskreuzes auf Spitzeich ein ständiges Thema der Vereinssitzungen. Errichtet wurde das Kreuz im Jahr 1889 aus Anlass der Beendigung des großen Streiks der Bergleute im gleichen Jahr. Warum sich der Verein entschieden hatte, das Kreuz auf die Anhöhe von Spitzeich neben die damalige Provinzialstraße zu stellen, ist heute nicht mehr bekannt. Der Weg über Spitzeich führte nur zu den kleinen Gruben im Köllertal. Die Hauptarbeitgeber für die Bergleute im Raum Lebach waren in dieser Zeit die Gruben im oberen Sulzbach- und Fischbachtal, die über den Bergmannspfad über Habach und Wiesbach erreicht wurden. Das Kreuz des Bildhauers Dechmann aus Saarwellingen stellte jedenfalls eine Landmarke dar. Die weitere Geschichte der Bergmannskreuze wird an anderer Stelle beschrieben.

1937 beschaffte der Verein auch eine St. Barbara-Statue, die sich seitdem in der Kirche St. Donatus befindet. Zum St. Barbara-Fest zog eine Abordnung in Bergmannstracht und mit Fahnen beim Gottesdienst in die Kirche ein. Nach der Gründung der Pfarrei Landsweiler im Jahr 1931 trugen Mitglieder des Berg- und Hüttenarbeitervereins am Fronleichnamsfest den Himmel. Erst 1953 wurde diese Tradition aufgegeben. Regelmäßig wurden auch hl. Messen für die Lebenden und Verstorbenen des Vereins gestiftet.

Lange vor der Gründung des Sterbevereins der Bergleute in Landsweiler hatten 1856 der Bergmann Michael Wagner aus Eidenborn und der Lehrer Johann Brück von Landsweiler im Namen der Bergleute 50 Berliner Thaler an die Lebacher Pfarrkirche übergeben. Mit dem Betrag stifteten sie ein Hochamt mit Segen und Orgelbegleitung, das jährlich am Kirchweihmontag für die katholischen Bergmänner in beiden Orten abgehalten werden sollte. Gemeint war die Martinikirmes um den 11. November, die ebenso wie das St. Barbara-Fest Anfang Dezember von den Bergleuten besonders begangen wurde. Im Anschluss an den Gottesdienst wurde meist abwechselnd in einem der örtlichen Gasthäuser gefeiert. Wie in den Protokollen nachzulesen, wurde der Vorstand regelmäßig beauftragt, für Musik zum Tanz und zur Unterhaltung zu sorgen. Zur Traditionspflege gehörte auch der Nachbau eines Stollens, der 1992 bei dem alten Bergmannskreuz von 1889 auf dem Gelände der Landsweiler Pfarrkirche errichtet wurde. Der in Eigenleistung der Vereinsmitglieder errichtete Stollen wurde 1993 im Rahmen eines Bergmannsfestes eingesegnet.

Als kleiner Versicherungsverein unterstand der Berg- und Hüttenarbeiterverein Landsweiler der Aufsicht des saarländischen Wirtschaftsministeriums. Ab den 2000-er Jahren wurde der Vorstand des Vereins verstärkt mit den versicherungsrechtlichen Auflagen für die Zahlung der Sterbegelder und dem damit verbundenen Haftungsrisiko konfrontiert. Zudem minderte die soziale Absicherung durch Kranken- und Pflegeversicherung die Bedeutung der Sterbegeldzahlung. Zeitgleich nahm die Bedeutung des Bergbaus im Saarland weiter ab und wurde wegen der starken Erderschütterungen 2012 schließlich ganz aufgegeben. Alle drei Entwicklungen führten im Ergebnis dazu, dass der Mitgliederversammlung 2015 die Auflösung des Vereins vorgeschlagen wurde. Diese wurde dann im Jahr 2016 vollzogen. Damit ging nach 128 Jahren die traditionsreiche Geschichte des Berg- und Hüttenarbeitervereins Landsweiler zu Ende. Viele bekannte Namen haben die wechselvolle Geschichte des Vereins geprägt. Zu denken ist in jüngerer Zeit u. a. an Georg Scheid (1865-1948), der den Verein über den Zweiten Weltkrieg geführt hatte, an Alois Weber (1924-1991), der den Verein 1951 neu gegründet hatte, an Ludwig Knobe (1910-1989), Vorsitzender von 1956-1989, an Günter Manns (1947-2021), der für die Neuausrichtung als Traditionsverein stand und Vorsitzender von 1989 bis 2001 war, an Alwin Schaan (1936-2021), stellvertretender Vorsitzender von 1979 bis 2015, und an Stefan Neu, den letzten Vorsitzenden des Vereins. Ihnen allen gilt ein herzliches „Glück auf!“

Klaus Feld

Quellen:
Festschrift 100-jähriges Jubiläum Berg- und Hüttenarbeiterverein Landsweiler/Lebach 1988
Protokollbuch Berg- und Hüttenarbeiterverein Landsweiler,
Kirchenbuch der Pfarrei Lebach, Bd. 1, S. 185

Foto: Klaus Feld

Bergmannshaus im Stil der Prämienhäuser

Bergmannsprämienhäuser

Mit dem Anschluss der Saarregion an das Eisenbahnnetz zum Rhein und nach Frankreich in der Mitte des 19. Jahrhunderts kam es auch zu einer sprunghaften Erhöhung der Kohleförderung im Saarbergbau. Diese ging einher mit einer entsprechenden Vergrößerung der Belegschaften der Saargruben. So stellte auch der Landsweiler Gemeinderat im Oktober 1863 fest, dass „die Zahl der Kinder der ständigen Bergleute im Ort mit jedem Jahr wächst und mit der Zeit beträchtlich zu werden verspricht."

Um das Problem der Unterbringung der wachsenden Zahl der Bergleute zu lösen, hatte die Bergbaubehörde bereits ab 1842 ein Wohnungsbauprogramm auf den Weg gebracht. Durch Darlehen und Prämien sollten die Bergleute beim Bau eigener Häuser gefördert und möglichst in der Nähe der Gruben angesiedelt werden. Den Erfolg des Prämien- und Darlehensverfahrens zeigte die Tatsache, dass im Jahr 1910 etwa zwei Drittel der verheirateten Bergleute Hausbesitzer waren. Das Wohnungsbauprogramm des preußischen Bergfiskus endete nach dem Ersten Weltkrieg, als die Kohlengruben im Saargebiet eine französische Verwaltung bekamen.

Das so genannte Prämienhaus, das sich bald zum typischen Arbeiterhaus unseres Landes entwickelte, trug seinen Namen vor allem wegen der Finanzierungsrichtlinien und weniger wegen eines einheitlichen und vielfach kopierten Baustils. Wegen des Finanzrahmens und der Mindestanforderungen bildeten sich dabei eigene Haustypen heraus. An bautechnischen und architektonischen Besonderheiten weisen die Prämienhäuser bestimmte Gemeinsamkeiten auf. Die Häuser sind alle aus Stein gemauert und unterkellert. Die Tür- und Fensteröffnungen sind meist mit Sandsteingewänden gefasst, die Wände mit Mörtel verputzt. Die Decken bestehen aus Balken und die Dächer sind mit Ziegel eingedeckt. Die Erdgeschossböden liegen deutlich über der Erdoberfläche, die grundsätzlich vom Haus weg abzufallen hatte um es vor Feuchtigkeit zu schützen. Dieser Vorschrift verdanken die Prämienhäuser auch die für sie typischen Eingangstreppen.

Entsprechend den Prämien entwickelten sich vor allem zwei Hausgrößen. Je nach Hausgröße konnte der Bauherr neben einem Darlehen von 1.500 Mark eine Prämie zwischen 750 und 900 Mark erhalten. Hausflur, Speicher, Dachkammern, Keller und Stall blieben bei der Berechnung des Wohnraums unberücksichtigt. Der Grundriss war meist fast quadratisch mit einer Seitenlänge zwischen acht und zehn Metern. Im Erdgeschoss befanden sich vier Räume. Darin sollten vier Betten hintereinander aufgestellt werden können. Ein staatlicher Bauwerksmeister fertigte gegen ein geringes Entgelt die Baupläne an und überwachte die Bauausführung. Das zinslose Darlehen, meist von der Knappschaft gewährt, wurde durch Einbehaltung monatlicher Raten vom Lohn innerhalb von 10 Jahren zurückgezahlt. Für die Auszahlung der Prämie nach Baubeendigung war Bedingung, dass wenigstens ein Raum des neuen Hauses an einen anderen Bergmann vermietet wurde. Die Prämie wurde allerdings nur gewährt, wenn das Wohnhaus im Nahbereich der Grube errichtet wurde. Auch Bergmannsbauernhäuser wurden oft im Stil der Prämienhäuser gebaut. An das Wohnhaus wurde dann ein Wirtschaftsteil mit Scheune und Stallung angegliedert.

Auch wenn der Raum Lebach damals nicht im Nahbereich einer Grube lag und es damit kaum eine Chance auf eine Prämie gab, bauten auch hier Bergleute vielfach in der Art der Prämienhäuser, zum Teil noch nach dem Auslaufen des Förderprogramms. Hier hatten die Bergleute aber oft den Vorteil, dass ihnen ein Baugrundstück aus dem Familienbesitz zur Verfügung stand. Eine besondere Vorliebe beim Neubau fand offenbar die abgebildete eineinhalbgeschossige Bauform mit einer Art Mansardengiebel, die sich an die Beamtendoppelhäuser der Grubenverwaltung anlehnte. Die Häuser besitzen vier, später meist nur noch zwei Fensterachsen, der Hauseingang befindet sich entweder in der Mitte zwischen den Fensterachsen oder seitlich im Giebel. Der Dachraum ist mit vier Zimmern ausgebaut, die oft vermietet wurden. Im Keller waren meist ein Stall für Kleinvieh und die Wasch- und Futterküche sowie der Vorratskeller untergebracht. Allein in der Eidenborner Straße in Landsweiler finden sich noch vier Häuser dieses Haustyps die alle nach 1900 erbaut wurden.

Das abgebildete Bergmannshaus steht in der Hoffmannstraße 1 in Landsweiler. Erbaut wurde es von dem Bergmann Jakob Hoffmann (1901-1978). Zusammen mit seinen Brüdern hatte er das Haus noch vor seiner Hochzeit mit Katharina Groß (1906-1996) errichtet und 1930 bezogen. Das Baugrundstück stammte von seinen Eltern, dem Bergmann Jakob Hoffmann und seiner Ehefrau Maria Schweitzer aus Landsweiler. Nach der Familienüberlieferung wurde das Gebäude mit Steinen aus dem Steinbruch von Paul Scherer (Pieten Paul) von der Weihermühle errichtet. Auffallend sind die schön herausgearbeiteten Sandsteingewände an den Fenstern und der Haustüre sowie der Schlussstein im Mansardengiebel mit der Jahreszahl 1930. Der Anbau mit Küche und Bad auf der linken Seite erfolgte um 1975. Ebenso wurde damals die ursprünglich gemauerte Treppe durch eine freitragende Terrazzotreppe ersetzt. Auch die Fliesen am Kellergeschoss wurden nachträglich angebracht.

Eigentümer des Hauses sind heute Silke Schultheis und Daniel Maas, die 2019 das Haus von der Familie Hoffmann erworben hatten.

Klaus Feld

Quellen:
Beschlussbuch des Gemeinderats Landsweiler 1846-1921.
Klaus Fehn. Preußische Siedlungspolitik im saarländischen Bergbaurevier (1816-1919). Saarbrücken 1981.
Geschichtswerkstatt St. Ingbert (Hrsg). Das Bergmannshaus an der Saar. St. Ingbert 1990.
Karl Kirsch / Rudolf Birtel. Saarländische Arbeiterhausfibel. Dillingen 1986.
Auskunft Erwin Hoffmann, Eiweiler

Foto: Sammlung Erhard Müller

Die untere Habacher Straße, Landsweiler, die „Kepp“ im Jahre 1939

v.l. Wohnhaus Ernst Biesel - Biesel, erbaut um 1931, Wohnhaus Peter Eisenbart - Jenal, abgerissen und ersetzt 1964, Wohnhaus Krämer - Kessler, abgerissen und ersetzt 1960

Der Bergmannspfad

Als in der Mitte des 19. Jahrhunderts der Aufschwung des Bergbaus an der Saar einsetzte, war der Bedarf an Arbeitern groß. Die Nachfrage nach Arbeitskräften konnte durch die Einstellung ortsansässiger Leute nicht mehr gedeckt werden. Man warb daher Arbeiter aus den Dörfern der weiteren Umgebung der Kohlengruben an und fand insbesondere bei den oft notleidenden Kleinbauern und Tagelöhnern Gehör. Da es noch keine Personenbeförderung gab, blieb den Arbeitern nur der Fußmarsch zur Grube. So entstanden die Bergmannspfade, die unter Ausnutzung bestehender Karrenwege die kürzeste Verbindung zur Arbeitsstätte suchten. Verbindungsstrecken zwischen einzelnen Karrenwegen wurden dabei querfeldein durch Wiesen und Felder zurückgelegt.

Einer dieser Bergmannspfade war der so genannte Wiesbacher Weg. Er führte von Lebach über Landsweiler, Habach, Wiesbach Göttelborn und Quierschied bis zur Grube Altenwald bei Sulzbach. Ursprünglich war der Wiesbacher Weg ein uralter Fußweg aus dem mittleren Saarland zum Lebacher Markt. In Lebach war der „Weg nach Wiesbach“ um 1700 offensichtlich ein feststehender Begriff, da er von dem 1702 verstorbenen Franz Anthon von Hagen zur Beschreibung der Lage eines Grundstückes an der Lebacher Banngrenze bei Landsweiler verwendet wurde.

Zwischen Lebach und Landsweiler nutzte der Weg ab der Weiermühle den alten Kirchenpfad, der anders als der Karrenweg nicht entlang der Böschung und durch die so genannte „Eisengrimm“ im Bereich des unteren Südrings sondern wie heute die Bundesstraße 268 quer durch die Wiesen entlang des Mandelbachs führte. Laut dem Urhandriss von Landsweiler verlief der Pfad im Ort etwa auf halber Höhe zwischen der Heusweiler Straße und dem Mandelbach und oberhalb des damaligen Dorfbrunnens in der Eisenbahnstraße vorbei. Er mündete in die untere Habacher Straße und strebte dann querfeldein am alten Steinbruch vorbei zum Feldweg, der von der Straße zum Steinhaus in Habach herab zum Mandelbach führte. Die weitere Streckenführung am Ortsrand von Habach vorbei durch Wiesbach und Göttelborn kann mehr oder weniger mit Google-Maps nachvollzogen werden. In Wiesbach und Quierschied erinnern die Bezeichnungen „Grubenstraße“ an den langen Weg der Bergleute zu ihrer Arbeitsstätte. Auffallend ist, dass die Bergwerke Göttelborn und Maybach in den 1870-er Jahren entlang dieser Route aufgefahren wurden.

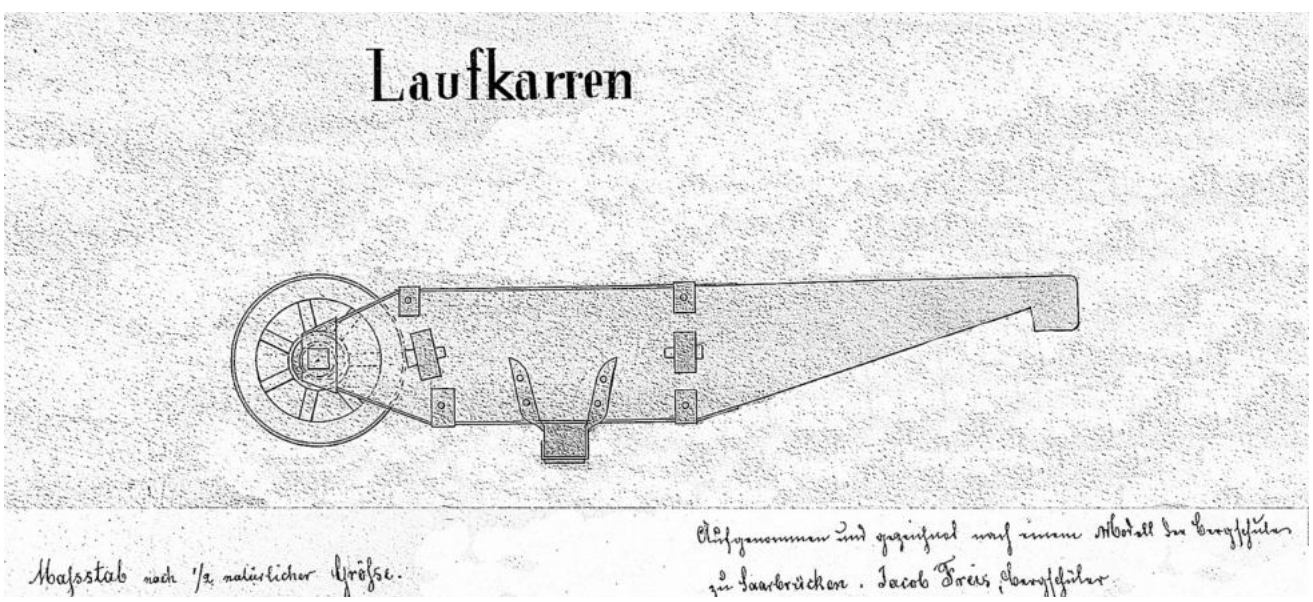
Die Grube Altenwald war 1852 an das Eisenbahnnetz angeschlossen worden. Mit dem steigenden Kohleabsatz der Grube wuchs auch der Bedarf an Arbeitskräften, was sich bis nach Lebach auswirkte. Die Grube lag gut 20 Kilometer von Lebach entfernt, ein Weg, der in etwa fünf Stunden gegangen werden konnte. Die Entfernung brachte es mit sich, dass die Bergleute die Woche über bei der Grube verbrachten und nur am Wochenende nach Hause zu ihrer Familie kamen. Untergebracht waren sie während der Woche in gemieteten Privatzimmern oder in einer der Sammelunterkünfte bei den Gruben, den Schlafhäusern. In der so genannten Menage, der Vorläuferin der Kaffeküch, konnten sie sich die Woche über versorgen. Noch heute erinnert ein Straßenname in Sulzbach an diese Einrichtung. Im Lebacher Einwohnerbuch 1798 - 1920 von Gerhard Storb finden sich über 80 Eintragungen von Personen und Familien aus Lebach die in Verbindung mit dem Sulzbacher Bergbau standen.

Auch der Grubensteiger Jacob Freis (1846-1885) aus Lebach nutzte mit Sicherheit diesen Bergmannspfad, um den Kontakt mit seiner Familie und der seiner Ehefrau Elisabeth Riehm (1846-1920) zu halten. Aus seiner Zeit als Bergschüler und von seiner beruflichen Tätigkeit bei der Grube Altenwald haben sich technische Zeichnungen erhalten. Als Grubensteiger bewohnte er mit seiner Familie ein Haus der Bergverwaltung in der neu angelegten Bergmannssiedlung Bildstock, wo er mit 39 Jahren starb. Seine unten abgebildete Zeichnung eines Laufkarrens gibt eine Vorstellung der schweren körperlichen Arbeit der Bergleute.

Der Bau der Eisenbahnlinie Wemmetsweiler - Lebach, die 1897 eröffnet wurde, brachte den Bergleuten eine deutliche Verbesserung für ihren Weg zur Arbeitsstätte. Als zusätzlich 1911 die Bahnstrecke von Völklingen nach Lebach fertig gestellt war, beantragten viele Bergleute die Verlegung zu den Gruben im Köllertal, weil sie jetzt ihre Schicht bequem täglich von zu Hause aus erreichen konnten. Der Bergmannspfad verlor damit erheblich an Bedeutung.

Nach den Zweiten Weltkrieg hatte französische Sequesterverwaltung und ihr folgend die Régie des Mines de la Sarre die saarländischen Gruben übernommen. Beiden lag daran die Kohleförderung schnell wieder auszubauen um den allgemeinen Energiehunger zu befriedigen. Dazu musste man vorrangig die Bergarbeiter zu den Gruben transportieren können. Wegen der Kriegsschäden an den Bahnanlagen stellte die französische Militärverwaltung den Saargruben Omnibusse zur Verfügung. Diese Busse stellten nach und nach direkte Verkehrsverbindungen zwischen den Gruben und selbst kleinsten Ortschaften her, in denen Bergleute wohnten. Dieses Angebot mit anfangs vergünstigten und später kostenlosen Fahrkarten brachte es mit sich, dass kein Bergmann mehr den Fußmarsch bei Wind und Wetter über den Bergmannspfad auf sich nahm. Heute ist die Erinnerung daran Teil der saarländischen Bergbaugeschichte.

Klaus Feld, Landsweiler



Quellen:
Landesarchiv Saarbrücken. Bestand Herrschaft Münchweiler, Akten Nr. 316, S. 7.
Gerhard Storb. Die Einwohner der Bürgermeisterei Lebach 1798-1920. Saarbrücken 1994.
Zeichnung: Jakob Freis: Laufkarren, zur Verfügung gestellt von Werner Freis, Gresaubach

Fotos: Richard Wagner

Die Bergmannskreuze in Landsweiler

Das alte Kreuz hinter der Kirche St. Donatus

Das neue Kreuz an der B 268, vor „Spitz-Eich“

Die Bergmannskreuze von Landsweiler

Als sich 1888 die aus Landsweiler stammenden Mitglieder des Berg- und Hüttenarbeitervereins Lebach entschlossen einen eigenen Ortsverein zu gründen, blieben ihnen die Lebacher Kumpels eng verbunden.
Urheber der Gründngsversammlung war der Bergmann Johann Glock (1853-1931), der sich beim Bergmannsstreik 1889 besonders engagierte.

Das erste Kreuz des Berg- und Hüttenarbeitervereins wurde 1889 aufgestellt. Initiator war wiederum der Mitgründer des Vereins Johann Glock.

Es erinnert an den Bergarbeiterstreik von 1889, an dem Glock aktiv beteiligt war und deshalb entlassen wurde. Mit dem Streik wollte die Bergmannschaft eine Lohnerhöhung von 15%, einen Achtstundentag inklusive der je halbstündigen Ein- und Ausfahrt und eine bessere Wetterführung erstreiten, was nicht ganz gelang. Ein bleibender Erfolg des Streiks war die Neunstunden-Schicht und die Gründung von Bergarbeitergewerkschaften, die zur gemeinsamen Vereinigung in der „Industriegewerkschaft Bergbau und Energie“ führte, die dann weitere Besserungen erreichen konnte.

Das Kreuz wurde auf „Spitz-Eich“, einer Anhöhe der Straße von Landsweiler nach Saarbrücken, der heutigen Bundesstraße 268, errichtet. Es war damals auch der Fußweg zu den Gruben in Hirtel, Dilsburg und Güchenbach, den die Bergleute zweimal wöchentlich, mit schwerem Gepäck, zurücklegen mussten. Die Woche über verbrachten sie auf der Grube in den sog. Schlafhäusern. Am Kreuz wurde gerastet und um Gottes Hilfe und Schutz gebetet, denn die Arbeit unter Tage war damals noch sehr gefährlich.

Das Kreuz trägt die Inschrift:

„Errichtet zur Ehre Gottes durch die Bergleute aus Landsweiler im Jahre 1889.

Beim Ausbau der Bundesstraße im Jahr 1966 wurde der Einschnitt in den Höhenzug „Spitz-Eich“ stark vertieft. Das Kreuz musste weichen, es wurde abgebaut und eingelagert. Stattdessen vereinbarte der Bergmannsverein unter dem Vorstand Ludwig Knobe und Alwin Schaan mit der Straßenbauverwaltung, als Ersatz ein neues Kreuz in Richtung Landsweiler auf der Gemarkung „Alte Nachtweide“ zu errichten. Der ortsansässige Bildhauer Ernst Brauner wurde beauftragt, das neue Kreuz aus Eifelsandstein zu fertigen, das 1967 aufgestellt wurde. Die neue von Bäumen gesäumte Anlage liegt auf halben Weg zur „Spitz-Eich“ links von der B 268. Unter großer Beteiligung der Bürger wurde das Kreuz und die Anlage von Vikar Göbel 1986 eingesegnet. Ehrengäste waren Pastor Tilmann Haag, Bürgermeister Nikolaus Jung, Ortsvorsteher Josef Neises und die damalige Vizepräsidentin des Saarländischen Landtags und frühere Ministerin für Soziales, Frau Rita Waschbüsch. Als Urenkelin des Mitgründers des Berg- und Hüttenarbeiter-Vereins, Johann Glock, hatte sie Ehre, die Einweihungsurkunde im neu errichteten Denkmal einzumauern.

Das Kreuz zeigt den Gekreuzigten, die trauernde Mutter Maria und den trauernden Jünger Johannes. Die Inschrift lautet:

Errichtet zur Ehre Gottes von Bergleuten aus Landsweiler 1889, neu errichtet 1966.

Das Institut für aktuelle Kunst Saarlouis, beschreibt das Kunstwerk in der Veröffentlichung „Kunst im öffentlichen Raum“ von Jo Enzweiler: Auffallend ist das Blockhaft-Flächige und die klare und einfache Formensprache der Darstellung.

Das alte Bergmannskreuz fand 1991 auf Initiative des Berg- und Hüttenarbeitervereins Landsweiler einen neuen Standort bei der Kirche St. Donatus in Landsweiler.

Zweck des Vereins war in erster Linie die freie Unterstützung durch Zahlung von Sterbegeldern an die Hinterbliebenen.

Mit Ende des saarländischen Bergbaus 2012 lösten sich die Bergmannsvereine mangels Mitglieder langsam auf und wurden in Unterstützungsvereine und Sterbekassen gewandelt.

Richard Wagner

Quellen:
Festschrift 100jähriges Jubiläum Berg- und Hüttenarbeiterverein Landsweiler/Lebach, August 1988
Kunst im öffentlichen Raum, Landkreis Saarlouis, Jo Enzweiler 2009, Institut für aktuelle Kunst Saarlouis
Wegekreuze und Bildstöcke in Lebach, Richard Wagner, 2007, Queißer Verlag, Lebach
Die Einwohner der Bürgermeisterei Lebach 1798-1920 Bd. 1, Gerhard Storb, Hrsg. Karl Kuhn, VHS Lebach
Danke an den kürzlich verstorbenen Alwin Schaan für seine Hilfe

Fotos: G. Schorr, R. Wagner

Fahne des Bermannsvereins Landsweiler 1891, Fahnenweihe 1922
Fahne des Berg- und Hüttenarbeitervereins, Landsweiler 1891, Fahnenweihe 1960

Die Fahnen des Berg- und Hüttenarbeitervereins Landsweiler

Die beiden erhaltenen Fahnen des Berg- und Hüttenarbeitervereins Landsweiler tragen als Jahreszahl das Jahr 1891. Offenbar konnte drei Jahre nach Gründung die erste Fahne für den Verein angeschafft werden. Ihr Aussehen ist unbekannt, da sich kein Bild von ihr erhalten hat. Die Fahne wurde bei allen Festen der Bergleute, bei den hl. Messen und bei den Beerdigungen der verstorbenen Vereinsmitglieder getragen. In den Generalversammlungen des Vereins wurden regelmäßig drei neue Fahnenträger gewählt. Nach dem Ersten Weltkrieg waren die Fahne und Teile der Uniformen der Fahnenträger verschlissen. Daher wurde 1921 beschlossen, neue Handschuhe und Kopfbedeckungen, so genannte Tschakos, anzuschaffen. Zur Reparatur der Fahne wurde der Vorsitzende beauftragt, Kostenvoranschläge bei Fahnenfabriken einzuholen. Dazu wurde inflationsbedingt ein Budget von 1.000 Mark bewilligt. Letztlich versuchten offenbar die Lebacher Schwestern die Fahne zu reparieren. Vergeblich, denn bereits 1922 wurde die Anschaffung einer neuen Fahne beschlossen. Die Schwestern nahmen die ihnen zugedachten Reparaturkosten von 150 Mark nicht an. Um die neue Fahne auszusuchen, wurde eine eigene Kommission gebildet. Zur Finanzierung sollten aktive Bergleute 5 Franken und Pensionäre 2 Franken zahlen. Die Beschaffung und Finanzierung der neuen Fahne wurde in vier Mitgliederversammlungen allein im Jahr 1922 hitzig diskutiert und mündete in dem Beschluss, dass die Fahne bei den Beerdigungen von Mitgliedern und deren Angehörigen, die das Fahnengeld nicht zahlen wollten, auch nicht getragen werden sollte. Die Nichtzahler wurden im Protokollbuch sogar namentlich festgehalten. Die Weihe der neuen Fahne mit Musik und Tanz im Sommer 1922 wurde dennoch ein gelungenes Fest. Die Klage eines Wirts auf Entschädigung für Umsatzverluste durch den Bergmannsverein wurde in der Generalversammlung vom 20. August 1922 als unverschämt abgewiesen. Er habe im Gegenteil durch sein Nichterscheinen auf dem Festplatz und durch Abhalten eines eigenen Konzerts in seiner Wirtschaft den Verein geschädigt. Auch die Aufregung über die Finanzierung der Fahne legte sich, denn 1923 beschloss die Mitgliederversammlung das überschüssige Fahnengeld für hl. Messen für Lebende und Verstorbene des Vereins zu verwenden. Die alte Fahne von 1891 wurde auf Mitgliederbeschluss im Jahr 1935 verbrannt.

Im Jahr 1926 wurde beschlossen, auch Hüttenarbeiter aufzunehmen und dem Verein den Namen Sterbe Unterstützungs-Verein der Berg- und Hüttenarbeiter zu geben. Erst 30 Jahre später beriet die Generalversammlung darüber, wie man die Kameraden von der Hütte besser in den Verein integrieren und ihre Zugehörigkeit zum Verein stärker zum Ausdruck bringen könne. Dabei äußerte man die Hoffnung auf einen Zuschuss von der Hütte zur Erneuerung der Fahne. Die Versammlung von 1960 beriet darüber, ob die alte Fahne erneuert oder eine neue Fahne mit dem Hüttenwappen auf einer Seite angefertigt werden solle. Noch in der gleichen Versammlung wurde die Beschaffung einer neuen Fahne zum Preis von 1.460 DM bei der Fahnenstickerei Quirin in Merchweiler beschlossen. Das Fest der Fahnenweihe fand vom 30. Juli bis 1. August 1960 statt und fiel wegen Dauerregens buchstäblich ins Wasser. Das Protokollbuch vermerkt, dass der ganze Verein mit der Trockenhaltung des Festzeltes beschäftigt war. Dort wurde die neue Fahne durch den Vorsitzenden des Lebacher Vereins Alois Bastuck an den Vorsitzenden des Landsweiler Vereins Ludwig Knobe feierlich übergeben. Zwar wurde beim Fest kein nennenswerter Überschuss erwirtschaftet, der Verein konnte aber laut der Jahresrechnung seinen Kassenbestand trotz der Ausgabe für die neue Fahne halten.

Die erste Fahne zeigt auf der Vereinsseite die Aufschrift „Bergmannsverein Landsweiler mit den Daten des Gründungsjahrs 1891 und der Fahnenweihe 1922. Dargestellt ist die Hl. Barbara mit Schwert Kelch und Hostie, die einem verunglückten Bergmann zu Hilfe eilt. Umgeben ist diese Darstellung von Palmenzweigen, ein Zeichen des Friedens. In den Fahnenecken sind Schlägel und Eisen, das Wappen der Bergleute, der Handschlag als Zeichen der Kamerad- und Freundschaft und der Anker mit Kreuz und Herz für Glaube, Liebe und Hoffnung, umgeben von Rocaille Ornamentik, eingestickt. Die Heimatseite zeigt das Wappen der Bergleute Schlägel und Eisen und eine Wetterlampe umgeben von Eichenlaub als Zeichen der Treue. Darum im Kreis geschrieben: „Heilige Barbara bewahre uns vor dem bösen Tod“ und der Bergmannsgruß Glück auf!

Die zweite Fahne aus dem Jahre 1960 zeigt auf der Vereinsseite die Hl. Barbara auf einem blühenden Lilienzweig, dem Zeichen der Reinheit, stehend, umgeben vom Text „HEILIGE BARBARA BITTE FÜR UNS“. Neben ihr ein stilisierter Turm, in dem sie der Legende nach von ihrem Vater eingesperrt war, um sie von der Außenwelt zu trennen. Auf dem Kopf trägt sie eine Krone mit Gloriole. In der rechten Hand hält sie den Kelch mit der Hostie, die linke Hand zum Segen erhoben. Die Heimatseite mit dem Schriftzug Berg- und Hüttenverein Landsweiler mit dem Gründungsjahr 1891 des Vereins und dem Jahr der Fahnenweihe 1960. Darunter der Handschlag umgeben von Eichenlaub, das Zeichen für Bruder- und Kameradschaft und Treue. Im oberen Feld eine gemauerter, rauchender Schornstein umgeben von einem Zahnrad, der Hinweis auf die Eisenhütte. Daneben zwei Olivenzweige als Symbol des Friedens.

Klaus Feld, Richard Wagner

Quellen: Protokollbuch des Berg- und Hüttenarbeitervereins Landsweiler

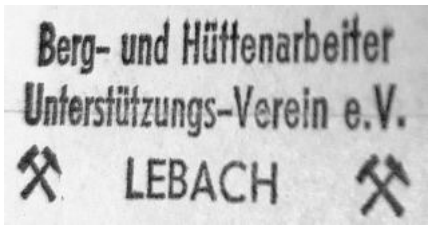
Foto: Egon Gross

Fronleichnam 2003, Pastor Hans Georg Müller.

Die Mitglieder des Bergmann- und Hüttenarbeiter Vereins tragen traditionsgemäß den Himmel

Fahnenträger, Martin Schöner, Himmelsträger h.l. Josef Knobe, h.r. Norbert Serf, v.l.Gerhard Niemczyk, v.r. Martin Schmitt

Der Berg- und Hüttenarbeiter Unterstützungs-Verein Lebach e.V.



Ab Mitte des 19. Jahrhunderts gründeten sich in Deutschland Berg-, Hüttenarbeiter- und Knappenvereine, mit dem Ziel, Pflege der Traditionen, Unterstützung aller Schaffenden und Führung einer Sterbekasse. So auch in Lebach.

Am 29. April 1873 gründete sich der Wohltätigkeitsverein der Bergleute der Pfarrei Lebach, mit den Zielen wie oben genannt. Die Geselligkeit und das Zugehörigkeitsgefühl wurden durch Jahresausflüge, Beteiligung an Veranstaltungen der Nachbarvereine im Saarland und Lothringen usw. gepflegt.

Im Jahr 1897 ließ man eine Fahne mit dem Bildnis der hl. Dreifaltigkeit fertigen. Sie kostete damals 471 Mark. Die feierliche Weihe fand am 22. August 1897 im Beisein von 20 bergmännischen Vereinen statt und ging damit ins Eigentum der Kirche über. Bei allen kirchlichen und bergmännischen Feierlichkeiten wurde sie gezeigt.

Zum 80jährigen Stiftungsfest erwarb der Verein eine zweite Fahne mit christlichen Abbildungen auf beiden Seiten, die bei Beerdigungen von Mitgliedern in der Kirche aufgestellt wird.

Am 17. Dez. 1950 wurde der Verein reaktiviert und bekam in der Generalversammlung in der Gastwirtschaft Peter Schwinn, einen neuen Namen „Berg- und Hüttenarbeiter Unterstützungsverein Lebach“ .

Gewählt wurden als 1. Vorsitzender Alois Bastuck, 2.Vors. Peter Fuchs, Kassierer Georg Warken, Schriftführer Heinrich Britz, Beisitzer: Paul Bauer und Peter Diewald. Beschlossen wurden ein Monatsbeitrag in Höhe von 50 FFr. und ein Sterbegeld von 1200 FFr. In der Versammlung 1952 wurde der Beitrag auf 100 FFr. und das Sterbegeld auf 2500 FFr. erhöht. Nach dem Anschluss des Saarlandes,1957 als elftes Bundesland, wurde der Beitrag auf 1,50 DM und das Sterbegeld auf 350 DM festgelegt.

Der Verein stellte jedes Jahr zu den Prozessionen, am Patronatsfest der Kirche, an Fronleichnam und der Martinikirmes die Himmel- und Fahnenträger, diese wurden in den jährlichen Versammlungen gewählt. An Martini gab es immer einen gemeinsamen Kirchgang, danach zog man mit Musik ins Vereinslokal. Über 300 Mitglieder zählte der damalige Verein. Der besondere Feiertag des Vereins war der 4. Dezember, der Tag der Hl. Barbara, die Schutzheilige der Bergleute.

Im Mai 1973 feierte der Verein sein 100jähriges Bestehen. Diesen Festtag der Gründung feierte die Amtsverwaltung Lebach als eine soziale Tat, denn der Zweck des Vereins, die Hilfe zur Selbsthilfe, gab den Mitgliedern das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Stärke.

An der Feier mit Kirchgang, Frühschoppenkonzert, Festabend im Pfarrsaal mit einem Konzert der Bergkapelle der Saarbergwerke AG unter Leitung von Hans-Gerd Klesen, nahmen die Vertreter der Stadt, Amtsvorsteher Peter Schmitt, Rektor Fritz als Vertreter des Bürgermeisters Michael Riehm, Pastor Haag, sowie der Vertreter des Landrats Beigeordneter Schubert, der Patenverein Landsweiler, Bergwerksdirektor Moritz Rauber, der Leiter der Grube Göttelborn, Vertreter der Nachbarvereine und natürlich die Lebacher Bevölkerung teil. Ehrengäste waren die ältesten Lebacher Vereinsmitglieder: Johann Graf 92, Johann Bastuck 91 und Nikolaus Kallenborn 91 Jahre.

1975 wurde der Name des Vereins in „Sterbe- und Unterstützungsverein der Pfarrei Lebach e.V.“ geändert. Die Mitgliederzahlen gingen wegen der Schließung des Saarbergbaus und der wirtschaftlichen Veränderungen stark zurück. Dies hatte zur Folge, dass es ab 2006 keine Beteiligung des Vereins bei den kirchlichen Veranstaltungen mehr gab. Der aktuelle Mitgliederstand liegt heute weit unter 100 Personen.

Die Präsidenten bzw. Vorsitzenden waren ab 1901 Baus, 1903 Georg Bauer, 1905 Josef Schmidt, 1909 Nikolaus Reichert, 1911 Georg Bauer, 1933 Peter Fuchs, 1943 Alois Bastuck, 1963 Günter Schmitt, 1966 Josef Kallenborn, von 1980 bis heute wird der Verein von Norbert Serf und Hagen Rudolf geführt.

Richard Wagner

Quellen:
Protokollbücher des Bergmann- und Hüttenarbeiter Vereins Lebach, freundlicherweise vom Vorsitzenden Norbert Serf zur Einsicht überlassen.
Fotos Egon Gross und Norbert Serf.

Foto: privat

Vortrieb einer neuen neuen Arbeitsstrecke
links: Alois Kirsch

Ein Arbeitsleben auf der Grube Ensdorf

Über die Komplexität des Systems „Grube Ensdorf“ haben sicher die eine zutreffende Vorstellung, die mit diesem Ort langjährig durch ihre Berufe verbunden waren. Heute, nur wenige Jahre nach dem Ende des Bergbaus im Saarland, ist die Vielfalt und Vielschichtigkeit dessen, was schlicht „Grube“ hieß, aus dem allgemeinen Wissen schon zu erheblichen Teilen verschwunden: Arbeitsorte, Arbeitsverfahren, geologische Eigenheiten bis hin zu den Ausprägungen der Bergmannskultur in Festen und Sprache. Die alltägliche Angabe des Arbeitsplatzes Grube ist für viele Tausende nur noch Historie. Nach einer mehrere Jahrhunderte umfassenden Geschichte wurde der Bergbau in Ensdorf und zuvor schon anderen anderen saarländischen Standorten durch politische Entscheidungen beendet: Das Polygon, ein Denkmal als Manifestation des Endes einer Großindustrie, krönt heute eine Bergehalde auch als touristisches Highlight.

Das Bergwerk „Ensdorf“ war zusammen mit der Grube „Warndt“ als sgn. Verbundbergwerk das letzte in Betrieb befindliche Bergwerk an der Saar. Auch der „Nordschacht“ in Falscheid gehörte zu dieser Industrieanlage. Alois Kirsch aus Lebach war von 1974 bis zur Schließung am 30.06.2012 in einer eindrucksvollen beruflichen Karriere dort tätig. Nach der Ausbildung zum Elektriker wurde Alois Kirsch Bergmann und legte die Hauerprüfung ab, d.h. er arbeitete nicht in dem von ihm ursprünglich angestrebten Beruf Gruben-
elektriker. Danach besuchte er für drei Jahre die Bergingenieurschule in Saarbrücken, bis er dann ab 1979 als Steiger und zuletzt als Fahrsteiger in Ensdorf arbeitete. Dies bedeutete, dass er bei der Tätigkeit im Abbau vor Ort als Steiger eine Gruppe Bergleute in einer Schicht leitete, bis hin zur Verantwortung für den Abbau im Ganzen während einer Schicht zum Ende seines Berufslebens.

Was waren die Fakten, die die Arbeit in Ensdorf bestimmten? Das Verbundbergwerk förderte als Höchstleistung ca. 30.000 Tonnen Steinkohle pro Arbeitstag. Im Abbaugebiet „Schwalbach“ betrug die Mächtigkeit der Kohleflöze ca. 2,70 bis ca. 3m. Der Nordschacht in Falscheid liegt mit seinem Förderturm auf ca. 400 m über Meereshöhe, die 24. Sohle lag bei 1750m Tiefe, womit Ensdorf 2012 das am tiefsten reichende Bergwerk Europas war. Auch technische Verfahrensweisen und Daten zeigen deutlich, dass die Grube Ensdorf bis zum Schluss zu den modernsten ihrer Art gehörte: Wurden durch Bohrungen, Sprengungen und das Verladen des Materials bei diesem Verfahren vor 40 Jahren nur etwa acht Meter Vortrieb pro Tag erreicht, so bewältigten Bohrmaschinen bzw. Transportbänder zuletzt 20 m pro Tag. Idealerweise sollten die leergearbeiteten Abbaustollen mit Abraummaterial verfüllt werden, was bei dem hohen Abbautempo aber nicht geschah. Dadurch kam es zu Einbrüchen, die über Jahre hinweg zu Schäden bspw. an Gebäuden und zur Gefährdung von Personen führten. Dies war nach einem Schadensereignis am 23. Februar 2008 der auslösende Faktor für eine erst vorübergehende und später die endgültige Schließung des Bergwerks. Zwar hätte nach den ursprünglichen Plänen noch bis zum Jahre 2018 in Ensdorf Kohle abgebaut werden sollen, aber diese Ereignisse führten den früheren Ausstieg aus dem Steinkohleabbau letztlich als politische Entscheidung herbei. Zusätzlich spielte eine Rolle, dass die Ensdorfer Kohle zwar zum Verfeuern in Kraftwerken geeignet war, allerdings weniger für die Prozesse der Stahlerzeugung. Da im Zuge der Umweltpolitik bzw. der Luftbelastung das Verfeuern von Stein- und auch von Braunkohle zunehmend als nicht mehr akzeptabel erschien, kam es zu dem früheren Ende für die letzte saarländische Grube, auch wenn sie fördertechnisch gesehen nach wie vor ein weltweites Vorzeigeunternehmen war. Auch sicherheitstechnisch war die Grube, von den grundsätzlichen Gefahren abgesehen, die mit dem bergmännischen Arbeiten unlösbar verbunden waren, auf einem sehr hohen Niveau. Durch die modernen Maschinen ließen sich im Zusammenhang mit einer vorzüglichen Ausbildung viele Unfälle vermeiden. Nach Abwägung aller Gründe war die Schließung von Ensdorf letztlich aber unabweisbar geworden.

Einsatz einer Schrämmaschine (Fräse) zum Kohleabbau 1995 in Göttelborn (Foto: Thomas Rückher)

Mit dem Ende der bergmännischen Tätigkeiten gingen an der Saar auch Aspekte der Bergmannskultur allmählich verloren, z.B. der für Bergleute arbeitsfreie „Barbaratag“, die Bergmannsmusikkapelle sowie der Saarknappenchor, den es als musikalische Institution zwar noch gibt, der aber nicht mehr durch aktive Bergleute gebildet wird. Da die Sprache der Bergleute wie jede soziale Gruppensprache nicht mehr in ihrem Alltagsmilieu gesprochen wird, werden z.B. auch ihre spezifischen Begriffe, z.B. „das Gezäh“ für Werkzeug, im Laufe der Zeit verloren gehen.

Alois Kirsch hat während seines gesamten Berufslebens auf der Grube Ensdorf diesen Wandel vom für die Saar selbstverständlichen industriellen Groß- und internationalen Vorzeigebetrieb bis hin zum von vielen bekämpften und als technisches Fossil bewerteten Industriekomplexes erlebt. Technischer Aufstieg, wirtschaftliche und ökologische Krise bis zum Fall einer kompletten Industrie prägten sein Arbeitsleben.

Strecke in Göttelborn: Gut sichtbar sind Gleise, Wagen und Leitungen; die Absicherung gegen den Druck des Bergs erfolgt durch die halbkreisförmige Konstruktion.

Thomas Rückher

Quellen
1 Wikimedia Artikel „Bergwerk Saar“ Stand 21.06.2021/Gespräch Alois Kirsch 11.5.21

Foto: Armin Schmidt, Falscheid 2004

DSK AG. Bergwerk Saar, Anlage Nordschacht

Der Nordschacht in Falscheid

Am 22. November 1981 erfolgte der erste Spatenstich für den „Schacht im Grünen“, wie der mitten im Saarland beim Lebacher Ortsteil Falscheid in unbewohntem Gebiet liegende Nordschacht des „Bergwerks Saar“ genannt wurde.

Das „Bergwerk Saar“ war ein Steinkohlenbergwerk mit dem Hauptstandort (Seilfahrt und Kohleförderung sowie -aufbereitung) in Ensdorf - 1957 entstanden aus den zusammengelegten Anlagen Duhamel und Griesborn - sowie dem weiteren Standort (Seilfahrt) in Lebach-Falscheid im Landkreis Saarlouis. Es war das letzte aktive Bergwerk der RAG Deutsche Steinkohle AG im Saarland. Das „Bergwerk Saar“ entstand zum 1. Januar 2004 durch die Zusammenführung der beiden Bergwerke Warndt/Luisenthal und Ensdorf zu einer organisatorischen Einheit mit weiterhin zwei Förderstandorten. Am 17. Juni 2005 wurde auf dem früheren Verbundbergwerk Warndt/Luisenthal die Steinkohlenförderung eingestellt, am 1. Januar 2006 wurde der Verbund West in Gänze stillgelegt. Seither stellt das „Bergwerk Saar“ die Fortführung des ehemaligen Bergwerkes Ensdorf dar.

Der Nordschacht ging in 1983 zunächst als Frischwetterschacht in Betrieb. 1987, vier Jahre später, wurde er zu einem hochmodernen Seilfahrt- und Materialschacht erweitert. Das Fördergerüst mit einer Höhe von 48 Metern war mit einem Gewicht von 800 Tonnen seinerzeit das schwerste in Deutschland. Die eigens für diesen Schacht entwickelte und konstruierte Drehstromfördermaschine – weltweit die größte ihrer Art - leistete 5.700 PS. Sie brachte dem um sein Überleben kämpfenden „Bergwerk Saar“ erhebliche Kostenvorteile: So war zum Beispiel die Seilfahrtanlage so konzipiert, dass die gesamte Belegschaft innerhalb einer Stunde unter oder über Tage befördert werden konnte. In dem Förderkorb mit vier Ebenen fanden 160 Personen Platz. Der Weg der Bergleute unter Tage verkürzte sich durch die Einfahrt im Nordschacht auf drei Kilometer, was bedeutete: Der Abbau (1,3 Millionen Tonnen im Jahr) wurde wesentlich rentabler. Auch mussten die Wartungsarbeiten nicht mehr kostenintensiv unter Tage vorgenommen werden, sondern konnten kostengünstiger über Tage erfolgen. 1997 gelang der Durchschlag zur 24. Sohle. Mit 1.751 Meter Teufe erreichte der Schacht den tiefsten Punkt im europäischen Steinkohlebergbau.

Die Anlage, ein Wunderwerk der Technik, war jedoch leider nur kurz in Betrieb. Bis Februar 2008 erschüttern 35 Beben mit einer Stärke bis 4,0 auf der Richterskala die Gegend um den Nordschacht. Es kam zu heftigen öffentlichen Diskussionen über die Zukunft des Saarbergbaus - auch vor dem Hintergrund des generellen Abbauendes für die deutsche Steinkohle. Bergwerksbetreiber und Politik beschlossen daraufhin das Ende der Steinkohlenförderung im „Bergwerk Saar“. Ende Juni 2012 wurde dann das Ende vollzogen.

Mit der Beendigung des aktiven Bergbaus im Saarland hätte der Nordschacht bereits 2012 verfüllt werden können. Damals gab es jedoch noch die Hoffnung, an der Saar unter Nutzung des Nordschachtes ein Pumpspeicherkraftwerk zu errichten. Letztlich fand sich jedoch keine Finanzierungsmöglichkeit. Inzwischen werden die Pläne für ein solches Kraftwerk auch nicht weiterverfolgt. So kam es, dass ab Juni 2020 der Nordschacht ab einer Tiefe von 1.030 Meter Teufe wieder verfüllt wird. Dazu wird die Schachtröhre mit einem Durchmesser von 7,50 Meter mit einem Zement-Sand-Gemisch zugeschüttet**.** Die Genehmigung dazu hatte das Bergamt im ersten Quartal 2020 erteilt.

Dr. Paul-Albert Ruhr

Quellen:
R.-M. Kiefer-Paulus: Bergwerk Saar Anlage Nordschacht, Rodena Heimatkundeverein e.V. saarLandkreis Saarlouis, Juli 20, 2020
Der Nordschacht bei Falscheid: Das tiefste Loch Europas lag einst mitten im Saarland, 21.12.2020 Saar 100 sr.de
Wikipedia
Armin Schmidt, Falscheid, sei herzlich gedankt für seine lebendigen und anschaulichen Schilderungen seiner Arbeit als Elektromeister auf dem Nordschacht
Foto oben: Drehstromfördermaschine im Nordschacht: Racoonphoto Tanja Zech (racoonphoto.de)

Foto: Armin Schmidt

Der Nordschacht in Falscheid

Das Ende des Bergbaus in Lebach

Seit Urzeiten nutzt der Mensch die Bodenschätze der Erde. Im Saarland wird Steinkohle schon zur Zeit der Römer oberirdisch gegraben und genutzt. Im Mittelalter setzt dann der Abbau in verstärktem Maße ein. Zunächst fanden in zahlreichen Orten im Bereich der Steinkohlevorkommen in sog. Bauerngruben Grabungen statt, auch Lebach war darunter. Gemäß dem Verlauf der Kohleflöze wurden die ersten systematischen Grabungen im 14. Jahrhundert in der Gegend um Neunkirchen bis ins Sulzbachtal und Völklingen vorgenommen. Es waren auch die Gebiete, in denen die Saarkohle im Laufe der Geschichte gewonnen wurde. Erst vor wenigen Jahrzehnten wurde der Kohleabbau in Richtung Nordwesten verlegt. Die Grube Ensdorf trieb den Abbau auch in Richtung Primsmulde und damit nach Lebach vor. Zunächst wurde auf Falscheider Gebiet in der Flur vor den Stangen auf der Grenze zu der Gemeinde Saarwellingen im Jahr 1983 ein Frischluftschacht gebaut. Die große Entfernung von Schacht Duhamel in Ensdorf machte für die Saarbergwerke AG 1987 die Erweiterung zu einem Personal- und Materialschacht, dem sog. Nordschacht, notwendig. Damit war der Bergbau definitiv in der Stadt Lebach angekommen.
Mit dem Abbau in immer tieferen Schichten nahm auch die Mächtigkeit der Flöze zu. Durch den Einsatz immer größerer und leistungsfähigerer Maschinen, wie die Doppelwalzenschrämmaschine im Schildausbau, wurden in kürzester Zeit immer größere Hohlräume geschaffen. Da keine Verfüllung vorgenommen wurde, gab es Erderschütterungen, die sich in weitem Umkreis auswirkten. Diese sich immer häufiger und stärker wiederholenden Erschütterungen, die viele Menschen wie ein Erdbeben empfanden, wurden für die betroffene Bevölkerung immer unerträglicher.
Gegen die durch den Abbau eingetretenen unmittelbaren Senkungsschäden und die im weiteren Umkreis wirkenden Erderschütterungen haben sich die Betroffenen gewehrt. Interessengemeinschaften wurden gebildet, einzelne Personen und auch die Gemeinden haben gegenüber dem Bergbauunternehmen, der RAG, versucht, die Schäden einzudämmen bzw. den Bergbau einzustellen.
Am 5. Januar 1997 wurde in Falscheid die „Interessengemeinschaft zur Abwendung von Bergschäden“ Falscheid und Umgebung (IGAB Falscheid) gegründet. Die Führung übernahm ein Präsidium von drei Personen: Gerhard Ziegler, Helmut Paul und Frau Dr. Rita Schlepphorst-Ziegler. Im Jahr 2007 ging die Leitung an Peter Haberer, Peter Conrad und Rudi Bitsch bis zur Auflösung 2015 über. Etwas früher wurde in Knorscheid die IGAB Knorscheid-Hoxberg vom damaligen Ortsvorsteher Paul Brück gegründet. Weitere Interessengemeinschaften waren bis dahin auch an anderen Orten gegründet worden. Daraus ergab sich naturgemäß die Gründung eines Landesverbandes, in dem auch die Lebacher IGAB intensiv mitarbeitete.
Als erste Einzelperson erwirkte der Falscheider Ortsvorsteher Walter Krämer, ein konsequenter Kämpfer gegen die RAG, am 27.4.2001 ein Urteil des Verwaltungsgerichtes, das den Abbau unter Falscheid stoppte: ein Paukenschlag, den das Oberverwaltungsgericht kurze Zeit später wieder rückgängig machte.
Auf Grund der Häufigkeit und Intensität der Grubenbeben kamen bis zu 500 Personen zu zahlreichen spontanen Protestversammlungen im Gefolge der Beben, die meistens in Lebach auf dem Rathausvorplatz stattfanden (s. Bild). Weitere Aktionen wie ein Fahrradkorso zur Staatskanzlei oder Kultur am Schacht wurden von den IGABs organisiert. Eine eigene Zeitschrift – der „Grubentroll“ – wurde herausgegeben. Ein Protestmarsch in Lebach, der sich von der Kreuzung Scherer über den „Neuen Weg“ zur Fußgängerzone mit etwa 500 Personen bewegte, endete in der Fußgängerzone mit Anklagereden gegen die RAG..
Die Betroffenen kamen auch außerhalb Lebachs bei führenden RAG-Managern (in Riegelsberg und vor dem Nordschacht) oder bei dem saarländischen Ministerpräsidenten Peter Müller (in Eppelborn) sowie dem Lebacher Bürgermeister Nikolaus Jung zu Protesten zusammen.
Die Bergleute, organisiert von der Gewerkschaft IGBCE, bezogen mit Gegenmaßnahmen Stellung für den Bergbau. Die Auseinandersetzung eskalierte. Als die Bergbaubetroffenen 2005 zu einer Diskussion mit Ministerpräsident Müller in das Lebacher Rathaus eingeladen worden waren, wurden Bergleute mit Bussen zu einer großen Gegendemo nach Lebach gefahren. Um Handgreiflichkeiten zu vermeiden, wurde die Veranstaltung kurzfristig in die Lebacher Stadthalle verlegt.
Auch der Stadtrat Lebach war naturgemäß in die Bergbauproblematik involviert. Von 2001 bis 2004 beschloss der Rat mit den Stimmen von CDU, SPD und FDP Kosten für einen Rechtsbeistand über mehr als 100.000 Euro zu übernehmen. Mit der Vertretung wurde der Lebacher Rechtsanwalt Dr. Friedrich beauftragt, der engagiert und kompetent sein Mandat wahrnahm. Es musste ein allgemeines öffentliches Interesse vorliegen, Sammelklagen und Unterstützung einzelner Personen waren lt. Kommunalaufsicht nicht zulässig.
Da Landesregierung und Landtag weiterhin am Bergbau festhielten, wollten sie mit der Einsetzung eines Bergschadensbeauftragten als Mediator im Jahr 2005 einen Ausgleich herbeiführen. Grubenbeben, Oberflächenvernässungen und Senkungsschäden nahmen jedoch weiterhin zu, so dass keine Besserung eintrat.
Das Fass zum Überlaufen brachte ein Beben am 23.2.2008 in der Erdbebenstärke 4,0 auf der offenen Richterskala und einer seitlichen Bewegung von 93,5 mm/sec (fast 10 cm). Epizentrum war unter Saarwellingen, wo viele Schäden entstanden, u.a. lösten sich große Bauteile an der Katholischen Kirche und stürzten auf die Eingangstreppe. Die Regierung erließ eine sofortige Einstellungsverfügung des Abbaus. Das Unternehmen durfte danach den Abbau eingeschränkt und mit Auflagen fortführen. Das offizielle Ende des Steinkohlebergbaus an der Saar trat nach langen Verhandlungen im Jahr 2012 in Kraft. Die Abwicklung der Folgen wird uns noch lange beschäftigen. Aktuell geht es um die sog. Ewigkeitskosten, die die Entwässerung der Stollen verursacht.
Mit dem Bergbau geht ein Wirtschaftszweig zu Ende, der die Menschen an der Saar lange und nachhaltig geprägt hat. Die moderne Wirtschaft ist über den nicht mehr rentablen Abbau hinweggegangen. Geblieben sind persönliche Erinnerungen und eine Kultur des Bergbaus, die es zu pflegen und zu erhalten gilt.

Dieter Heim

Quellen
Mehr Details sind nachzulesen in der „Chronik der Stadt Lebach“ von Dr. Johannes Dillinger, 2016, Seiten 556 bis 559.
Die Fotos stammen von Gerhard Ziegler.

Foto: G. Schorr, R. Wagner

Die Fahnen des Berg- und Hüttenarbeiter Vereins von Lebach

Die Fahne von 1897 darunter die Fahne von 1953

Die Bergmannsfahnen des Lebacher Bergmannsvereins

Bergmannsfahnen gibt es seit dem 16. Jahrhundert, seitdem in unserer Region der Abbau von Kohle betrieben wird. Sie ist Ausdruck der Bergmannstradition, der Verbundenheit unter den Knappen und Kumpel. Sie verbindet die Vereinsmitglieder, die alle stolz auf ihre nicht ungefährliche Arbeit waren.

Sie wurde gezeigt bei Bergparaden, am Kirchweihtag, beim Fest der Hl. Barbara, der Schutzpatronin der Bergleute, am Patronatstag der Kirche, am Fronleichnamstag und Festlichkeiten der Nachbarvereine. Was wichtig ist, sie begleitet verstorbene Bergleute zum Grab.

Die Seiten der Fahnen sind in ihrer bildlichen Gestaltung immer unterschiedlich. Man unterscheidet zwischen Vereins- und Heimatseite. Die Vereinsseite zeigt meist eine Heiligenfigur, einen Sinnspruch oder das Vereinswappen. Die Heimatseite nimmt Bezug zum Heimatort und zeigt meist das Ortswappen, eine Ortsansicht oder ein Wahrzeichen des Ortes. Zudem die Jahreszahlen der Gründung des Vereins und das Jahr der Fahnenweihe.

Auf der Vereinsseite der ersten Fahne des Lebacher Vereins von 1897 liest man:

Der Bergmannsverein der Pfarrei Lebach 1897,

dazu ein gekröntes Wappen (ein Hinweis auf die Freiherrn von Hagen auf La Motte) mit Eisen und Schlägel, dem Gezähe, wie es in der Bergmannssprache heißt, und den Bergmannsgruß „Glück auf". Umrahmt wird das Ganze von grünen Ranken.

Auf der Heimatseite ist in einem Oval die Hl. Dreifaltigkeit zu sehen. Die Lebacher Pfarrkirche trägt den Namen „Heilige Dreifaltigkeit und St. Marien". Diese Fahne lagert in der Einsegnungshalle am Friedhof Lebach und begleitet die verstorbenen Vereinsmitglieder zum letzten Geleit ans Grab Der Anschaffungspreis dieser Fahne 1897 betrug 491 Mark. Das entspräche einer heutigen Kaufkraft von 3340 €.

Eine Kuriosität ist der nachträglich, handschriftlich angebrachte Schriftzug „Strässer 1951", hier hat sich der Restaurator Franz Strässer verewigt.

Die zweite Fahne wurde 1953 angeschafft und ist vom Matrial und der Bebilderung nicht so wertvoll wie die aus dem Jahr 1897. Die Vereinsseite zeigt die Hl.Barbara, links und rechts umrahmt von dem Schriftzug:

„Der Verein der Bergleute der Pfarrei Lebach"

Die Hl. Barbara im rot-blauen Umhang mit der linken Hand auf ein Schwert, mit goldenem Heft und Knauf gestützt, ist Hinweis auf die Legende von der Enthauptung durch ihren Vater. In der rechten Hand hält sie die Bibel, auf der der Kelch mit der Hostie steht.
Auf dem Kopf eine Krone und einer Gloriole mit Inschrift. „Sancta Barbara Virgo" - „Heilige Barbara Jungfrau"

Sie schwebt auf einer Wolke. Rechts zu ihren Füßen das Wappen der Lebacher Bergleute mit Eisen und Schlägel, darüber eine Adelskone, wieder der Hinweis auf die Freiherrn von Hagen zu Motten.

Die Heimatseite zeigt Jesus mit einer Lilie in der linken Hand, das Symbol der Reinheit. Die rechte Hand ist zum Segen nach unten zur Erde ausgestreckt. Umrahmt wird das Bildnis von stilisierten Blumen.

Richard Wagner

Quellen:
Protokollbücher des Berg- und Hüttenarbeitervereins Lebach, im Verwahr von Norbert Serf. Dank für seine Hilfe